

Domprediger Thomas C. Müller

Für rbb „Worte auf den Weg“

Montag, 2. Dezember 2013

Gestern war der erste Advent und ich bin noch so gar nicht in Stimmung. Besinnlich soll es jetzt werden. Kerzen soll ich anzünden. Dabei beschäftigen mich gerade ganz andere Dinge. Wenn ich derzeit in die Welt schaue, dann drängt sich doch die Frage auf: Wo ist Gott eigentlich geblieben? Wo ist er denn im Angesicht all der Verwüstungen, die ein Taifun hinterlässt? Wo ist er, wenn Menschen sich aus lauter Not auf überfüllte Schiffe zwängen? Wo ist denn Gott? Aber dann erinnere ich mich: Das ist ja eine uralte Frage. Nur haben sie sie früher anders gestellt. Jesus wurde einmal gefragt: „Wann kommt das Reich Gottes? Wann werden wir endlich zu Ruhe kommen und wann wird keiner mehr weinen müssen?“

Jesus gab damals eine verblüffende Antwort. „Siehe, das Reich Gottes ist mitten unter euch.“ Aber wie soll man diese Antwort verstehen?

Heißt das: Gebt eure Hoffnung nicht auf, haltet durch, einmal wird Gottes Reich mitten unter euch sein.

Oder heißt es: Gott ist in euch drin. Schaut nicht nach draußen, sondern schaut in euch selbst hinein, dann werdet ihr Gott spüren?

Oder bedeutet das: Wo Menschen gut miteinander umgehen, sich mit Liebe und Respekt begegnen, da ist Gott.

Eigentlich machen ja alle Antworten irgendwie einen Sinn. Aber für sich allein reicht keine aus. Ich glaube: die Antwort auf die Frage „Wo ist Gott“ hängt davon ab, wie wir ihn suchen. Vielleicht wollte Jesus, dass wir bei der Frage „Wo ist Gott“ bei uns selbst landen. Er legt eine Spur, die zu uns, mitten unter uns führt.

Wo ist Gott? Natürlich beschäftigt mich diese Frage immer noch, angesichts all der schrecklichen Dinge, die geschehen. Da geht nichts glatt auf. Aber vielleicht bringt mich die Spur, die Jesus legt, dazu, mich selbst von Gott befragen zu lassen, nämlich: Wo bin ich eigentlich, angesichts all dessen, was geschieht? Wo gebe ich den Menschen, die leiden, Raum? Vielleicht spüren wir von der Gegenwart Gottes dann etwas, wenn wir selbst für uns klar haben, wo wir stehen. Das ist eine Erfahrung, die Menschen immer wieder machen: Gottes Liebe wird für uns erfahrbar, wo wir sie weitergeben. Wo ich selbst eine Tür für andere öffne, da tritt Gott selbst hinein. Und plötzlich merke ich: Da bin ich doch mitten im Advent angekommen.

Domprediger Thomas C. Müller

Für rbb „Worte auf den Weg“

Dienstag, 3. Dezember 2013

Auf dem Weihnachtsmarkt am Alexanderplatz in Berlin sind sie schon jetzt zu sehen: Maria und Joseph, mit allem, was dazugehört: Ochs und Esel, viel Heu und Stroh, und natürlich: das Kind in der Krippe lässt gleich Weihnachtserinnerungen wach werden.

Diese Krippenidylle kann aber manchmal auch den Blick verstellen auf das, was da eigentlich gezeigt wird. Denn das hat wenig mit Idylle zu tun. Maria und Joseph, sie waren ja unterwegs und hatten keinen Platz mehr gefunden, wo sie einigermaßen menschenwürdig übernachten konnten. „Sie hatten keinen Raum in der Herberge“, so heißt es in der Bibel. Darum musste das Jesuskind im Futtertrog abgelegt werden. Es war nicht die einzige Erfahrung dieser Art, die Jesus und seine Eltern machen mussten. Das Matthäusevangelium berichtet, wie sie aus Furcht vor der Gewalt des Königs Herodes schon bald nach Ägypten fliehen mussten.

Im Berliner Dom wird man in diesen Wochen noch keine Krippe zu Gesicht bekommen, dafür aber eine Installation, die mit den Fluchterfahrungen des Jesuskindes in Verbindung steht. In der Tauf- und Traukapelle steht ein großes Zelt, zusammengenäht aus Flaggen unterschiedlichster Länder. Die meisten Flaggen kenne ich gar nicht. Aber wenn ich das Zelt anschau, wird mir klar, welche Erfahrung der Künstler Costa Vece hier in den Blick rückt: Was es für einen für einen Menschen bedeutet, zwar eine Herkunft, eine Sprache, eine Heimat zu haben, aber keinen Raum, wo man leben darf; immer zum Weiterziehen bereit sein zu müssen.

Auch in diesen Wochen sind Tausende Menschen wieder gezwungen, ihre Heimat zu verlassen. Diejenigen, die Glück haben, schaffen den Weg über Land oder Meer. Aber auch, wenn sie es geschafft haben, bekommen sie oft keinen Raum in der Herberge. Die Krippen, in der Weihnachtszeit schließlich auch in den Kirchen aufgestellt werden, erinnern uns daran, dass Gott unterwegs auf die Welt kam. Und sie fordern uns auf, ihm eine Herberge, einen Raum in uns und unter uns zu geben. Die Krippen werden mich in diesem Jahr aber auch daran erinnern, dass heute Menschen millionenfach auf der Flucht sind. Sie nicht abzuwehren, bedeutet: Gott selbst einen Raum unter uns zu geben.

Domprediger Thomas C. Müller

Für rbb Worte auf den Weg

Mittwoch, 4. Dezember 2013

Jetzt merke ich schon, wie die Adventzeit an Fahrt gewinnt. Die ersten beiden Adventsfeiern sind schon absolviert. In den nächsten Wochen bis Weihnachten wird sich die Taktzahl der Verpflichtungen für viele Menschen erhöhen. Dabei würden sich die meisten wünschen, dass sie gerade jetzt mehr Zeit hätten, um zur Ruhe zu kommen.

Wie gut das tut, werde ich heute Abend wieder erleben. Da kommen Menschen in einem Raum im Berliner Dom zusammen, um einfach nichts zu tun. Oder anders gesagt: um in der Stille zu verweilen.

Manche von ihnen werden in ihrem Herzen ein kurzes Gebetswort meditieren, etwa: Jesus, erbarme dich.

Dieses stumme Herzensgebet entstammt einer alten christlichen Tradition. Lange war sie vergessen, aber in den letzten Jahren ist sie wiederentdeckt worden. Bei dem Herzensgebet geht es nicht darum, Gott seine Wünsche vorzulegen. Es geht einfach darum, in der Stille vor Gott zur Ruhe zu kommen. Natürlich merke ich jedes Mal, wie schwierig das ist. Die Gedanken des Tages kreisen in meinem Kopf umher. Die Gedanken können wie tanzende Affen in einem Baum sein. Sie springe von einem Ast zum anderen. Aber das Wort, das man im Innern wiederholend spricht, hilft, die Gedanken zur Ruhe zu bringen. Es hilft mir, zu erfahren: Gott ist mit seiner Liebe auf dem Weg zu mir. Es hilft mir, mich dafür zu öffnen.

Es verändert mich, wenn ich spüre: Gerade, wenn ich einmal nichts mache und tue, werde ich nach und nach mit etwas Gutem und Heilsamen erfüllt. Gott wirkt im Verborgenen. Nach einem solchen Abend in der Stille sagen viele: Das müsste ich öfter machen. Das tut so gut. Und dann beginnen sie, sich jeden Tag fünf oder zehn Minuten dafür freizuhalten. Schon das fällt vielen nicht leicht. Wir sind ja gewöhnt, jede freie Minute mit unseren Aktivitäten zu füllen. Aber diejenigen, die es schaffen, erzählen, dass das ihren ganzen Tag verändert. Natürlich: Manchmal scheitere ich daran, in die Stille zu finden, gerade dann, wenn ich es eigentlich am Nötigsten hätte. Aber das Gute ist: Ich kann immer wieder damit anfangen, jeden Tag neu.

Domprediger Thomas. C. Müller

Für rbb Worte auf den Weg

Donnerstag, 5. Dezember 2013

Zur Adventszeit gehören die Grußkarten. Oft sind darauf winterliche oder weihnachtliche Motive zu sehen, also: Tannenbäume, Schneelandschaften, Engeln und vielleicht auch eine Krippe. Meistens sind diese Bildmotive so vertraut, dass ich gar nicht mehr richtig hinschauen. Anders ist es mir bei einem Bild der Künstlerin Anne Worbes ergangen. Es macht zunächst einen ziemlich unadventlichen Eindruck. Auf einem dunkelbraunen Hintergrund sind zwei Frauen zu sehen. Sie sind, wie man so sagt, in „anderen Umständen“. Sie liegen sich gegenüber und halten sich ihre dicken Bäuche.

Was mich aber an dem Bild besonders fesselt, ist das schmunzelnde Lächeln, das sich diese beiden Frauen wechselseitig zuwerfen. So als wollte die eine sagen: „Ist das nicht komisch und schön? Jetzt liegen wir uns beide hier gegenüber, mit unseren dicken Bäuchen.“ Und die andere antwortet: „Ja, wer hätte das gedacht. Wie schön, dass du jetzt da bist und wir das teilen können.“

Die beiden Frauen auf dem Bild sind aus der Bibel bekannt. Es sind Maria und Elisabeth, die Mutter von Jesus und die Mutter von Johannes dem Täufer. Die Bibel erzählt, dass Maria während ihrer Schwangerschaft Elisabeth besucht hat.

Beide waren in einer schwierigen Situation. Maria ist unverheiratet schwanger geworden und Elisabeth hat sehr lange vergeblich auf ein Kind gewartet. Aber nun merken sie, dass sich nicht nur die Kinder in ihren Bäuchen bewegen, sondern auch ihr Leben selbst. Sie merken: Gott lässt etwas Neues in ihnen wachsen. Sie sind gewissermaßen „in schwierigen Umständen“, aber auch in guter Hoffnung.

Wenn ich die beiden anschauen, muss ich selbst schmunzeln. Und ich denke an die Situationen, wo ich mich anderen solch ein Lächeln des Einverständnisses gewechselt habe. Meistens waren es dann auch Situationen, die nicht ganz leicht waren, die aber leichter wurden durch dieses Lächeln und durch die Verbundenheit, die darin zum Ausdruck kam.

Manchmal träume ich davon, dass wir uns öfter so ein Lächeln zuwerfen könnten, als Leute, die in schwierigen Umständen, aber auch in guter Hoffnung sind.

Domprediger Thomas C. Müller

Für rbb „Worte auf den Weg“

Freitag, 6. Dezember 2013

Wintermarkt statt Weihnachtsmarkt, Sonne-Mond-und-Sterne-Fest statt St. Martin? In letzter Zeit gab es aus der Politik immer wieder den Vorschlag, christliche Feste umzubenennen. Häufig mit dem Hinweis, in einer Gesellschaft, in der Menschen unterschiedlichen Glaubens und viele Nichtreligiöse leben, sei eine christliche Namensbezeichnung von öffentlichen Veranstaltungen und Bräuchen nicht zumutbar.

Interessant nun, dass gerade Muslime sich in der öffentlichen Diskussion für den Heiligen Martin eingesetzt haben. „Das Leben des Heiligen Martin ist doch geradezu vorbildlich, auch für Muslime.“

So denke ich auch: Viel besser als die Religion aus dem öffentlichen Bereich zu verbannen, ist es, das Verbindende zu finden. Heute zum Beispiel, am Tag des Heiligen Nikolaus. Gerade er ist für die interreligiöse Verbundenheit bestens geeignet. War er doch schließlich ein Türke. Er stammt er wohl aus Antalya und hat in Myra, der heutigen türkischen Stadt Demre, seinen Bischofssitz gehabt.

Natürlich: Nikolaus war kein Muslim, sondern Christ. Als „Noel Baba“ wird er aber auch vielen türkisch-muslimischen Kindern immer bekannter. Ausgerechnet die oft so viel gescholtene Werbeindustrie hat ihn für ein türkisches Publikum erschlossen. Natürlich, weil sie auch in der Türkei nach immer neuen Möglichkeiten sucht, den Konsum anzukurbeln. Und dennoch zeigt das Beispiel: Es gibt Vorbilder, die uns verbinden. Ich bin weit davon entfernt, alle Religionen in einen Topf zu werfen. Aber St. Nikolaus steht in seinem barmherzigen Handeln jedenfalls für etwas, was Christen und Muslimen gemeinsam wichtig ist. Das Christentum kennt die sieben Werke der Barmherzigkeit und auch im Islam gehört die Unterstützung der Armen zu den sogenannten fünf Säulen. St. Nikolaus, so erzählen es zahlreiche Legenden, half Schiffen, die in Seenot geraten waren. Er verhinderte, dass ein Mann seine Töchter als Prostituierte verkaufen musste, er brachte Menschen dazu, ihren Reichtum zu teilen, und noch manches mehr. Einen solchen Heiligen können wir alle gebrauchen – gerade heute.

Domprediger Thomas C. Müller

Die Schultern gebeugt, der Blick gesenkt. Ich gebe zu: Manchmal laufe ich so durch die Gegend und bekommen nichts mehr mit. Die Gedanken rauschen mir durch den Kopf und bleiben vor allem an den To-do-Listen hängen, die bis Weihnachten noch abgearbeitet werden müssen. Da darf jetzt wirklich nichts mehr dazwischen kommen. Aber die Erfahrung der meisten ist: Gerade dann kommt etwas dazwischen: Blechschaden am Auto. Die bissige Bemerkung der Kollegin. Manchmal auch Dinge, die einen richtig niederdrücken können: der Streit mit der Tochter, die plötzliche Nachricht, dass ein Freund sehr krank geworden ist. Der Kontrast zwischen dem, wie es sein sollte und dem, wie es ist, drückt gerade in der Advents- und Weihnachtszeit besonders auf das Gemüt.

Eigentlich ist die Adventszeit ja als eine Zeit gedacht, in der wir unseren gesenkten Blick langsam aufrichten lassen. Nicht dadurch, dass alles plötzlich gut wird, sondern dadurch, dass wir den Dingen, die uns begegnen, anders entgegentreten. Eben nicht mit gesenktem Blick, sondern aufgerichtet.

Der morgige 2. Adventssonntag steht deshalb unter der Überschrift: „Seht auf und erhebt eure Häupter, weil sich eure Erlösung naht.“ Für mich ist dieser Vers aus dem Lukasevangelium eine Art adventlicher Geheimtipp geworden. Ein Gegenwort zu meinen gebeugten Schultern und meinem gesenkten Blick. Es lädt mich ein, in eine Muthaltung zu gehen und mich nicht herunterziehen zu lassen. Nein, ich kann auch in dieser Adventszeit nicht alles im Griff haben, aber ich kann eine andere Haltung annehmen. Ich kann meinen Blick heben, denn am Ende wird es nicht darauf ankommen, ob alles glatt gelaufen ist und ich alle meine Ziele erreicht habe. Am Ende kommt es darauf an, ob ich etwas mitbekommen habe von dem Guten, was Gott mir schenkt.

Deshalb möchte ich, wenn ich mich wieder einmal ertappe, mit gebeugten Schultern durch die Gegend zu laufen, meinen Blick heben und die kleinen Dinge in den Blick bekommen, mit denen Gott sich seinen Weg ganz ohne mein Zutun bereitet. Das Lächeln der Kassiererin im überfüllten Supermarkt, dieser kleine Augenblick der Ruhe am Morgen, wenn ich eine Kerze anzünde. Es gibt da so viel zu sehen, wenn ich meinen Blick hebe.